
Meme

Kunst, Kultur und Politik

im digitalen Zeitalter

Limor Shifman

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2681

Im November 2011 überzog der Polizist John Pike auf einem kalifornischen Campus Studenten mit Pfefferspray, die dort im Rahmen von Occupy Wall Street friedlich demonstrierten. Wenige Tage später kursierten unzählige Varianten der Aufnahmen des Vorfalls im Netz: Pike auf Munchs »Der Schrei«, im Situation Room mit Präsident Barack Obama oder im Ring mit Sonny Liston und Muhammad Ali. Aus sozialen Netzwerken wie Facebook oder Twitter sind variierende Kopien von Fotos oder Filmen wie der »Pepper Spraying Cop« kaum noch wegzudenken. Die israelische Kulturwissenschaftlerin Limor Shifman hat nun das erste Buch über solche »Meme« geschrieben. Sie spürt ihren Ursprüngen nach, grenzt sie von anderen Phänomenen ab und zeigt, wie sie kulturelle Grenzen überwinden und wie sie für eine Globalisierung von unten genutzt werden können.

Limor Shifman, geboren 1974, lehrt an der Hebrew University in Jerusalem, wo sie unter anderem über Humor im Internet forscht.

Limor Shifman

Meme

Kunst, Kultur und Politik
im digitalen Zeitalter

Aus dem Englischen von Yasemin Dinger

Suhrkamp

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2014
unter dem Titel *Memes in Digital Culture*
bei MIT Press (Cambridge/Massachusetts).

edition suhrkamp 2681

Erste Auflage 2014

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© 2014 Massachusetts Institute of Technology

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12681-3

Inhalt

Dank	7
1. Einleitung	9
2. Kurze Biographie eines begrifflichen Unruhestifters	16
3. Wenn Meme digital werden	22
4. Die Definition von Internetmemen	40
5. Meme versus Virals	56
6. Viraler und memetischer Erfolg: Ein Erklärungsversuch	63
7. Memgenres	95
8. Möge die unverhältnismäßige Macht mit dir sein: Meme als politische Partizipation	114
9. Wenn Internetmeme sich global ausbreiten	145
10. Zukünftige Richtungen der Internetmemeforschung	163
Anmerkungen	169
Glossar	180
Verbreitete Memhubs	181
Literatur	182

Dank

Ohne die Unterstützung einer ganzen Reihe von Kollegen, die während der letzten paar Jahre meine Mem-Manie geduldig ertragen haben, hätte dieses Buch nicht entstehen können. Ich bin Elad Segev, Paul Frosh, Ben Peters, Nicholas John und Leora Hadas dankbar für ihre wertvollen Anmerkungen zu Teilen des vorliegenden Manuskripts. Ganz besonders danken möchte ich Menahem Blondheim, dem großzügigsten Freund und Intellektuellen, der mir je begegnet ist.

Ich schätze mich äußerst glücklich, Teil des Instituts für Kommunikation an der Hebräischen Universität von Jerusalem zu sein. Von der Weisheit und Liebenswürdigkeit meiner Freunde in dieser wunderbaren akademischen Heimat konnte ich sehr profitieren. Neben den oben Genannten haben weitere Kollegen und Doktoranden des Instituts – insbesondere Elihu Katz, Zohar Kampf, Keren Tenenboim-Weinblatt, Asaf Nissenboim, Noam Gal und Lillian Boxman-Shabtai – viele scharfsinnige und kritische Anmerkungen beigesteuert. Die Mitglieder des »Jerusalem Discourse Forum« – Gonen Hachohen, Michal Hamo, Ayelet Kohn, Chaim Noy und Motti Neiger – haben in zwei Brainstorming-Sitzungen zum Thema Meme aufschlussreiche Fragen aufgeworfen.

Meine Reise auf die vermeintlich seichtere Seite des Internets begann ich während meiner Post-Doc-Forschung am Oxford Internet Institute im Vereinigten Königreich. Von meinen Kollegen am Institut, vor allem von Bill Dutton und Stephen Coleman, bekam ich volle Unterstützung für meinen Plan, das (damals noch) exzentrische Thema Internethumor zu untersuchen. Sehr dankbar bin ich auch danah boyd und Nancy Baym von Microsoft Research. Ihr andauernder Beistand bedeutet mir sehr viel.

Teile der Einleitung und der Kapitel 2, 3, 4 und 6 erschienen erstmals im *Journal of Computer-Mediated Communication* (»Memes in a Digital World: Reconciling with a Conceptual Troublemaker«, 2013, 18 [3]) und in *New Media & Society* (»An Anatomy of a YouTube Meme«, 2012, 14 [2]). Ich bedanke mich bei den Redakteuren und Herausgebern dieser Zeitschriften für ihre Unterstützung und die Erlaubnis, die Aufsätze erneut zu verwenden.

Außerdem möchte ich dem Lektorat und der Herstellung bei der MIT Press danken, insbesondere Margy Avery, die dieses Projekt bereits enthusiastisch unterstützte, als ich noch gar nicht wusste, dass ich ein Buch schreiben wollte, und Judith Feldmann, die es mit großem Feingefühl lektorierte. Drei anonyme Rezensenten kommentierten das Manuskript auf aufmerksame, konstruktive und kluge Weise, was ich sehr zu schätzen weiß.

Zuletzt möchte ich meinen Eltern Nili und Tommy Schoenfeld, meinem Ehemann Sagiv und meinen Kindern Neta und Yuval danken. Meine Liebe und Dankbarkeit sind größer als alles, was irgendein Mem jemals ausdrücken könnte.

1. Einleitung

Am 21. Dezember 2012 wurde ein ziemlich eigenartiges Video zum meistgesehenen YouTube-Clip aller Zeiten. Performt von einem südkoreanischen Sänger namens Psy, war »Gangnam Style« der erste Clip, der die Marke von einer Milliarde Aufrufen durchbrach. Das Gangnam-Phänomen zeichnete sich indes nicht bloß durch Beliebtheit aus. Die Leute schauten sich das Video nämlich nicht nur an, in einem überwältigenden Ausmaß reagierten sie auch auf kreative Weise darauf. Internetnutzer aus so weit verstreuten Teilen der Welt wie Indonesien und Spanien, Russland und Israel, den Vereinigten Staaten und Saudi-Arabien ahmten den Reitertanz aus dem Original nach, während sie die Anspielung auf Gangnam – ein Luxusviertel in Seoul – durch lokale Schauplätze und Protagonisten ersetzten und auf diese Weise Videos wie »Mitt Romney Style«, »Singaporean Style« und »Arab Style« kreierten. Auf den ersten Blick wirkt dieser gesamte Prozess rätselhaft. Wie ist ein solch bizarres kulturelles Erzeugnis derart erfolgreich geworden? Weshalb investieren so viele Menschen so viel Mühe in seine Nachahmung? Und warum ziehen manche dieser Amateurkopien Millionen von Zuschauern an? Der Schlüssel zu einer Antwort auf all diese Fragen, so meine These im Folgenden, liegt darin, dass man »Gangnam Style« – ebenso wie viele andere ähnliche Internetphänomene auch – als *Internetmem* definiert.

Der Begriff »Mem« wurde 1976 von Richard Dawkins als Bezeichnung für kleine kulturelle Einheiten geprägt, die durch Kopie oder Imitation von Mensch zu Mensch weitergegeben werden. Seitdem wurde der Memebegriff in akademischen Kreisen unaufhörlich diskutiert, verlacht oder gänzlich abgelehnt. Doch in letzter Zeit kehrt der Begriff, den viele Akademiker

einst zur Tür hinauswerfen, durch die (Browser-)Fenster der Internetnutzer wieder zurück. Im umgangssprachlichen Diskurs der Netzbürger wird das Etikett »Internetmem« gemeinhin verwendet, um die Verbreitung von Einheiten wie Witzen, Gerüchten, Videos und Websites von Mensch zu Mensch über das Internet zu beschreiben. Wie das Gangnam-Style-Beispiel zeigt, liegt ein zentrales Merkmal von Internetmemen darin, dass sie von Nutzern erzeugte Nachahmungen in Form von Parodien, Remixen oder Mashups auslösen. »Leave Britney Alone«, »Star Wars Kid«, »Nyan Cat«, Parodien auf den Film *Der Untergang* und die bearbeiteten »Situation Room«-Fotos sind nur besonders berühmte Tropfen im Ozean der Internetmeme.

Eine weitere wesentliche Eigenschaft von Internetmemen ist ihre Intertextualität: Meme beziehen sich häufig auf komplexe, kreative und überraschende Weise aufeinander. Das Beispiel in Abbildung 1 zeigt eine solche Verschmelzung von »Gangnam Style« mit »Binders Full of Women« – ein Mem, das entstanden ist als Reaktion auf die Aussage Mitt Romneys während der zweiten US-Präsidentschaftsdebatte im Jahr 2012, er habe um einen »Ordner voller Frauen« gebeten, um weibliche Kandidaten für Führungspositionen zu finden.

Es mag zwar den Anschein haben, als wäre ein exzentrischer koreanischer Rapper so weit entfernt von einem reichen amerikanischen Präsidentschaftskandidaten wie nur irgend möglich, doch die Memschöpfer brachten es fertig, sie zu verknüpfen. »My Binders Full of Women Exploded« ist damit nicht nur ein treffendes Beispiel für Intertextualität; es beweist auch, dass auf diesem neuen Schauplatz der Bottom-up-Ausdrucksformen Popkultur, Politik und Partizipation auf unerwartete Weise miteinander verschmolzen werden können.



Abbildung 1 »Gangnam Style« trifft auf »Binders Full of Women«. Quelle: {<http://bindersfullofwomen.tumblr.com/post/33778010755/op-pa-binder-style>} (zuletzt abgerufen am 25. Mai 2014).*

* Einige der Abbildungen im Buch konnten zum Zeitpunkt der Übersetzung an der im Original angegebenen Quelle nicht mehr nachgewiesen werden. Wenn möglich, wurden die Verweise aktualisiert; Anmerkung der Übersetzerin.

Dieses Buch ist ein erster Schritt, um die klaffende Lücke zwischen dem (skeptischen) akademischen und dem (enthusiastischen) populären Diskurs über Meme zu überbrücken. Die Internetnutzer sind hier an etwas Wichtigem dran, und die Forschung sollte ihnen folgen. Die User scheinen gespürt zu haben, dass der Memebegriff einige der grundlegendsten Aspekte der heutigen digitalen Kultur enthält. Wie viele andere Web-2.0-Anwendungen breiten Meme sich zwar von Mensch zu Mensch aus, formen und spiegeln dabei jedoch allgemeine gesellschaftliche Denkweisen. Der Begriff beschreibt kulturelle Reproduktion als angetrieben von verschiedenen Formen der Kopie und Imitation – Praktiken, die in der gegenwärtigen digitalen Kultur enorm wichtig geworden sind. In diesem Umfeld sind die Imitationen und Remixe von Usern nicht nur weitverbreitete Praktiken: Sie sind zu hochgeschätzten Pfeilern einer sogenannten Partizipationskultur geworden. Im Folgenden werde ich argumentieren, dass wir in einer Zeit leben, die von einer hypermemetischen Logik befeuert wird, in der nahezu jedes große öffentliche Ereignis einen Strom von Memen hervorruft. Ähnlich wie Forrest Gump prägen Meme fast unbemerkt einige der wichtigsten Ereignisse ihrer Zeit.

In diesem Buch werde ich den Nutzen von Memen für das Verständnis der digitalen Kultur untersuchen, und zwar stets unter zwei Voraussetzungen. Zunächst einmal müssen die heftigen Emotionen und dramatischen Aussagen zweier verfeindeter Lager in der Diskussion um die Meme entschärft werden: Während begeisterte Verfechter behaupten, der Memebegriff erkläre alles, bestehen deren Widersacher darauf, er sei unbrauchbar oder verändere überhaupt nichts. Vielleicht ist es sinnvoll, sich zu fragen, ob der Begriff für *etwas* nützlich sein könnte. Hierbei trete ich in die Fußstapfen von For-

scherrinnen und Forschern wie Michele Knobel, Colin Lankshear, Lance Bennett, Ryan Milner und Jean Burgess, die das Mem als Prisma für das Verständnis bestimmter Aspekte der zeitgenössischen Kultur verwendet haben, ohne das ganze Bündel an Implikationen und Bedeutungen zu übernehmen, das ihm über die Jahre zugeschrieben wurde.

Die zweite Voraussetzung lautet, dass wir Meme aus einer kommunikationsorientierten Perspektive betrachten sollten. Von einem Biologen geprägt, wurde der Begriff »Mem« von vielen Wissenszweigen aufgenommen (und auch angefochten), darunter der Psychologie, der Philosophie, der Anthropologie, der Volkskunde und der Linguistik. Auf dem Gebiet der Kommunikation wurde er allerdings größtenteils ignoriert. Vor Beginn des 21. Jahrhunderts schenkten Forscher den Memen in der Massenkommunikation keinerlei Beachtung. Als Einheiten, die sich *schrittweise* über viele zwischenmenschliche Kontakte verbreiten, wurden Meme als irrelevant für das Verständnis von massenmedialen Inhalten angesehen, die oftmals von einer einzigen institutionellen Quelle an viele Menschen zugleich übermittelt werden. Dies trifft jedoch nicht mehr zu in einer Ära der verschwimmenden Grenzen zwischen professioneller und amateurhafter, Mensch-zu-Mensch- und Massen-, Bottom-up- und Top-down-Kommunikation. In einer Zeit, für die ein Zusammenlaufen von Medienplattformen charakteristisch ist, in der Inhalte schnell von einem Medium zum nächsten fließen, sind Meme für die Kommunikationswissenschaften relevanter denn je geworden.

Auch wenn Meme und digitale Kultur wie füreinander geschaffen scheinen, müssen ein paar Punkte geklärt werden, bevor sich der Begriff sinnvoll in die akademische und die wirtschaftliche Welt einbinden lässt. Als Erstes besteht ein

Kernproblem in der exakten Bedeutung des Begriffs – noch ist nicht das letzte Wort darüber gesprochen, was mit »Mem« eigentlich gemeint ist. Zweitens werden viele konkurrierende Begriffe – etwa »Viral« (kurz für virales Video) – oft synonym dazu verwendet. Und schließlich hat bislang nur eine Handvoll Studien tatsächlich die Praktiken und die Politik untersucht, die mit der Entstehung und Verbreitung von Internetmemen zusammenhängen.

Und hier kommt das vorliegende Buch ins Spiel. Im ersten Teil gebe ich einen Überblick über die Geschichte des Begriffs »Mem« (Kapitel 2) und zeichne sowohl die mit ihm verbundenen Kontroversen als auch seine Renaissance im digitalen Zeitalter nach (Kapitel 3). Davon ausgehend stelle ich eine Definition für Internetmeme vor (Kapitel 4). Statt das Mem als eine einzelne kulturelle Einheit zu beschreiben, die sich erfolgreich fortgepflanzt hat, plädiere ich dafür, ein Internetmem zu definieren als (a) eine *Gruppe digitaler Einheiten, die gemeinsame Eigenschaften* im Inhalt, in der Form und/oder der Haltung aufweisen; (b) die in bewusster Auseinandersetzung mit anderen Memen erzeugt und (c) *von vielen Nutzern über das Internet* verbreitet, imitiert und/oder transformiert wurden. Diese Definition ist hilfreich, um Internetmeme als *gesellschaftlich konstruierte öffentliche Diskurse* zu analysieren, in denen verschiedene memetische Varianten unterschiedliche Stimmen und Perspektiven repräsentieren. In Kapitel 5 grenze ich Meme von Virals ab. Diese beiden Begriffe werden zwar häufig verwendet, als wären sie austauschbar, doch die Differenzen zwischen ihnen zu erfassen ermöglicht ein besseres Verständnis davon, was in der angeblich chaotischen Welt der nutzergenerierten Inhalte vor sich geht. Diese Unterscheidung zwischen Memen und Virals schafft die Grundlage für Kapitel 6, in dem ich mich mit der Frage nach

dem Erfolg beschäftigte und die Eigenschaften vergleiche, die virale und memetische »Hits« kennzeichnen. Der Rest des Buches ist fast ausschließlich den Internetmemen (statt den Virals) gewidmet und deckt drei Bereiche ab: populäre Memgenres (Kapitel 7), die politische Rolle von Memen in demokratischen und nichtdemokratischen Kontexten (Kapitel 8) und Meme als Akteure der Globalisierung (Kapitel 9). Dieses Buch wurde verfasst – und sollte auch so gelesen werden – als Einführung in das Studium der Internetmeme. Als solche stellt es einige wichtige Definitionen, Kontroversen und Forschungen vor, liefert jedoch keine gründliche kontextuelle Analyse aller aufgeführten Meme. Im letzten Abschnitt des Buches (Kapitel 10) skizziere ich ein paar mögliche Wege für die zukünftige Forschung, die anderen bei der Durchführung gründlicher Analysen solcher Art behilflich sein können.

2. Kurze Biographie eines begrifflichen Unruhestifters

Der Begriff »Mem« wurde 1976 von dem britischen Biologen Richard Dawkins in seinem Buch *The Selfish Gene* (dt.: *Das egoistische Gen*) eingeführt. Als Teil seiner Bemühung, die Evolutionstheorie auf kulturellen Wandel anzuwenden, definierte Dawkins Meme als kleine Einheiten der kulturellen Vererbung, analog zu den Genen, die durch Kopie oder Imitation von Mensch zu Mensch weitergegeben werden. Als Beispiele für Meme nennt er in seiner wegweisenden Arbeit unter anderem Kulturartefakte wie Melodien, Schlagworte und Kleidermoden sowie abstrakte Überzeugungen (etwa den Glauben an Gott). Wie die Gene sind auch Meme definiert als Replikatoren, die Variation, Konkurrenz, Selektion und Retention durchlaufen. Zu jedem beliebigen Zeitpunkt kämpfen viele Meme gleichzeitig um die Aufmerksamkeit von Wirten; doch nur Meme, die zu ihrem soziokulturellen Umfeld passen, verbreiten sich erfolgreich, während andere aussterben. Dawkins stellte fest, dass bestimmte Gruppen koadaptiver Meme dazu neigen, gemeinsam reproduziert zu werden – und sich dabei gegenseitig zu stärken. Er nannte solche Gruppen »koadaptive Memkomplexe«, Hans-Cees Spiel verkürzte den Ausdruck später zu »Memplexe«.¹ So kann beispielsweise Demokratie als Memplex angesehen werden, der mehrere Submemplexe umfasst, wie Menschenrechte und regelmäßige freie Wahlen, die weiter aufgegliedert werden können in ihre jeweiligen Meme.

Das Wort »Mem« leitet sich vom griechischen Wort *mimema* ab, das »etwas Nachgeahmtes« bedeutet und von Dawkins so abgekürzt wurde, dass es sich auf »Gen« reimt. Interessanterweise war schon ein Jahrhundert zuvor ein ähnlicher

Begriff aufgetaucht, um kulturelle Evolution zu bezeichnen. 1870 legte der deutsche Physiologe und Hirnforscher Ewald Hering in seinem Vortrag »Über das Gedächtnis als allgemeine Funktion der organisierten Materie« seine Theorie der Funktionsweise des Gedächtnisses dar. 1904 nahm der deutsche Evolutionsbiologe Richard Semon seine Gedanken auf und führte den Begriff »die Mneme« ein (abgeleitet vom griechischen Wort für Erinnerung *mneme*), den er für den Titel seines im selben Jahr veröffentlichten Buches verwendete. Ohne dass Dawkins sich dieser existierenden Terminologie bewusst gewesen war, erwies sich sein Ausdruck selbst als zufällige, jedoch erfolgreiche Imitation: Sein Begriff überlebte und breitete sich in der Wissenschaftswelt aus.²

Nach über einem Jahrzehnt sporadischen Wachstums begann die *Memetik* – von Francis Heylighen und Klaas Chielens beschrieben als »theoretische und empirische Wissenschaft, die Replikation, Verbreitung und Evolution von Memen untersucht«³ – sich als aktives Forschungsprogramm zu formen, das in den neunziger Jahren Wissenschaftler aus vielen Bereichen anzog. Wichtige Meilensteine auf diesem Weg sind unter anderem Beiträge des bedeutenden Kognitionswissenschaftlers und Informatikers Douglas R. Hofstadter und des einflussreichen Philosophen Daniel C. Dennett, das Erscheinen des *Journal of Memetics* von 1997 bis 2005 und die Publikation mehrerer Bücher über das Thema Meme. Von diesen mag Susan Blackmores *The Meme Machine* (dt.: *Die Macht der Meme oder die Evolution von Kultur und Geist*) von 1999 wohl das einflussreichste, aber auch das umstrittenste sein.

Seit ihren Anfangstagen hat die Memetik beständig Kritik auf sich gezogen. Zwei Kontroversen rund um die Meme – unter den Schlagworten »Analogien zur Biologie« und »Wer ist

der Boss?» – sind dabei besonders relevant für das Thema des vorliegenden Buches. In der Debatte über die Analogien zur Biologie geht es um die starke Tendenz, Meme als etwas Viren oder Genen Analoges aufzufassen. Die Mem-als-Virus-Analogie sieht eine Ähnlichkeit zwischen Memen und Krankheitserregern. Sie nimmt sich die *Epidemiologie* zum Vorbild und betrachtet Meme als kulturelle Entsprechungen zu Grippeviren, die durch die kommunikativen Entsprechungen zu Niesern übertragen werden. In der Internetkultur herrscht diese Metapher in dem sehr präsenten Diskurs über virale Inhalte vor. Doch der amerikanische Medien- und Kommunikationsforscher Henry Jenkins und seine Kollegen behaupten zu Recht, diese Metapher werde auf problematische Weise verwendet, wenn Menschen dabei als hilflose und passive Wesen gedacht werden, die der Beherrschung durch bedeutungslose Medien-»Snacks« ausgeliefert sind, die ihren Verstand infizieren.⁴

Die zweite verbreitete biologische Metapher für Meme – die sich direkt aus Dawkins' Werk ableiten lässt – nimmt sich die *Evolutionsgenetik* zum Vorbild. Manche Arbeiten haben diese Analogie allerdings zu weit getrieben und sich um kulturelle Entsprechungen für alle wichtigen genetischen Begriffe bemüht, darunter Genotyp, Phänotyp, Transkription und Code. Dieser Versuch wurde nicht nur kritisiert, weil Meme sich ganz anders als Gene verhalten, sondern auch, weil die Reduzierung von Kultur auf Biologie komplexe menschliche Verhaltensweisen einengt und vereinfacht. Die Mem-Gen-Analogie ist also der vorherrschenden Ansicht nach mit reichlich Vorsicht zu genießen. Tatsächlich ist es bei der Analyse von Memen nicht notwendig, sich auf die Biologie zu berufen. Die Vorstellungen von Replikation, Adaptation und der Tauglichkeit für ein bestimmtes Umfeld kön-

nen auch aus rein soziokultureller Perspektive analysiert werden.

Die zweite grundlegende Kontroverse in der Memetik, die hier mit dem Schlagwort »Wer ist der Boss?« versehen ist, bezieht sich auf die Frage nach der menschlichen Handlungsfähigkeit im Prozess der Verbreitung von Memen. Am einen Ende des Spektrums stehen Wissenschaftlerinnen wie Susan Blackmore, die in *Die Macht der Meme* behauptet, Menschen seien bloß Apparate, die von den zahlreichen Memen betrieben werden, die sie aufnehmen und ständig weiterverbreiten. Ich vertrete demgegenüber die Ansicht, dass die Untergrabung der menschlichen Handlungsfähigkeit nicht dem Memebegriff selbst inhärent ist, sondern nur einer bestimmten Interpretationsweise. Eine Reihe von Arbeiten aus dem Bereich der Memetik spricht sich ganz deutlich dagegen aus. Am wichtigsten für dieses Buch ist dabei Rosaria Contes Vorschlag, Menschen nicht als *Vektoren* kultureller Übertragung anzusehen, sondern als *Akteure* hinter diesem Vorgang.⁵ Die Verbreitung von Memen, so macht sie geltend, geht von intentionalen Akteuren aus, die in der Lage sind, Entscheidungen zu treffen: Gesellschaftliche Normen, Vorstellungen und Präferenzen sind in Memeselektionsprozessen entscheidend. Wie ich in Kapitel 3 weiter ausführen werde, ist die Darstellung von Menschen als aktiv Handelnden grundlegend für das Verständnis von Internetmemen, insbesondere wenn deren Bedeutung im Verlauf der memetischen Verbreitung deutlich verändert wird.

Während große Teile der akademischen Welt über ihn im Streit liegen, wurde der Memebegriff von Internetnutzern begeistert aufgegriffen. Eine Suche bei Google Trends legt einen Anstieg des Interesses an diesem Thema seit 2011 nahe, und eine unlängst vorgenommene Google-Suchanfrage nach dem